

ten, der sein Ja zur Taufgnade spricht, zum heiligen Abendmahl hin. Einer Trennung von Konfirmation und Zulassung zum Abendmahl wird widerraten. Gegen die Hinausschiebung der Konfirmation auf das 16.—18. Lebensjahr wird geltend gemacht, daß sie der Bedeutung des Abendmahles für das Leben des einzelnen widerspricht. „Der Gedanke der Frühkommunion ist mit Ernst zu erwägen. Sie muß aber auf jeden Fall mit einer hinreichenden Unterweisung, also auch mit einer Sakramentsunterweisung, und mit der Konfirmation verbunden bleiben. Praktisch ist eine Frühkommunion nur zu vertreten und durchzuführen, wenn eine Fortführung des Katechumenats gewährleistet bleibt.“ Eine Rechtfertigung des Vorgehens der thüringischen Landeskirche liegt in dem Satz: „Die . . . Aufgliederung der bisherigen Konfirmationspraxis in die kirchliche Unterweisung mit abschließender Prüfung oder Vorstellung einerseits und einem nachfolgenden Sakramentsunterricht mit anschließender Abendmahlszulassung andererseits ist mit unserem Konfirmationsverständnis vereinbar, sofern erst diese Abendmahlszulassung als Konfirmation verstanden und geübt wird. Zu bedenken ist dabei freilich, daß mit dieser Trennung bereits ein Schritt von der Volkskirche weg getan wird.“

Über eine provisorische Ordnung der Evangelischen Kirche der Union in der Ostzone für das Frühjahr 1959, die als Kompromiß mit der Jugendweihe mißverstanden wurde, berichten wir im nächsten Heft.

Aus der jüdischen Welt

Die Talmud-Hochschulen in Israel

Eine der merkwürdigsten und beachtenswertesten Institutionen, die das Judentum hervorgebracht hat, ist die „Jeschiwah“ oder das „Beth-Midrasc“ (das eine wäre wörtlich als „Sitzung“, sachlich als Hochschule oder Akademie, das andere mit „Lehrhaus“ zu übersetzen). Die Jeschiwah dient dem eigentlichen Unterricht der „Studenten“, dem Studium, das Beth-Midrasc der „Lehre“ schlechthin. Beide Institutionen sind eng miteinander verbunden, sofern sie nicht ganz zusammenfallen.

Der Grund zu diesen Einrichtungen ist schon im Alten Testament selbst gelegt (Deut. 4, 9; Jos. 1, 8; Ps. 1, 2 u. a.), und in den letzten vorchristlichen und ersten nachchristlichen Jahrhunderten entstanden auf dem Boden Palästinas und Babyloniens die Akademien der großen Lehrer des pharisäischen Judentums, in denen das jüdische religiöse Traditionsgut gepflegt und seine schriftliche Fixierung vorgenommen wurde.

Diese Akademien mußten zwar einem praktischen Zweck dienen, nämlich die Anwendung der Gebote Gottes auf die Tatfälle des täglichen Lebens zu studieren und zu lehren, sie sahen ihren eigentlichen Sinn jedoch vor allem im „Studium der Torah um ihrer selbst willen“. Das Studium der Lehre wurde höher geschätzt als die Tat, denn erst das Studium, so wurde allgemein gelehrt, führt zur vollkommenen Tat. Das Studium wurde so zu einem Bestandteil der religiösen Praxis selbst: Jeder Jude soll möglichst viel „lernen“ (das ist der terminus technicus der europäischen Diaspora). Besitzt er die Fähigkeit dazu, dann soll er sein ganzes Leben dem Studium widmen und auf materiellen Gewinn verzichten; ist er vermögend, dann soll er auch anderen das Studium ermöglichen, auf

jeden Fall soll aber jeder soviel als möglich „lernen“ und sei es nur am Sabbath oder in den Mußestunden. Man kann zu Hause lernen, verdienstlicher ist jedoch das Lernen in Gemeinschaft, d. h. im Beth-Midrasc, wo auch die Möglichkeit besteht, schwierige Fragen zu erörtern, und wo man die Vorträge der Weisen hören kann. Zum Gegenstand des „Lernens“ wurde die gesamte religiöse Literatur, sofern sie einige Anerkennung genießt, vornehmlich jedoch die Tradition, d. h. der Talmud. Ein Teil dieses Studiums ist wirklich akademisch und führt zu keinerlei praktischem Nutzen. So lernt man z. B. über den Tempeldienst, den es seit zwei Jahrtausenden nicht mehr gibt (auch in die Liturgie wurden Abschnitte über den Tempeldienst aufgenommen, gleichsam als Ersatz für das Opfer, das nicht mehr dargebracht werden kann). Oder man lernt die Vorschriften über den Ackerbau, die außerhalb des Heiligen Landes keine Anwendung mehr finden. Der Jugend wird das Studium des talmudischen Zivilrechtes empfohlen, da dieses zum logischen Denken erzieht.

Die Jeschiwah dient dem höheren Unterricht. Nachdem das Kind vom 5. Lebensjahr an in der „Kinderschule“ erst in die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens, dann in das Studium der Bibel und ihrer Standardkommentare und in die elementaren Teile der Tradition eingeführt wurde, soll es — wenn möglich mit 13 bis 14 Jahren — die Jeschiwah besuchen. Als Abschluß des Jeschiwah-Studiums wäre die Ordination zum Rabbineramt anzusehen, die natürlich nur von einem Teil der Studenten erlangt wird. Da der junge Mann — das Studium an der Jeschiwah ist den Männern vorbehalten — möglichst früh heiraten soll, weil das Gebot „Seid fruchtbar und mehret euch“ überaus ernst genommen wird, pflegen die Familien der Brautleute das junge Ehepaar bis zum Abschluß des Studiums als Kostgänger oder durch Stipendien zu unterhalten.

Das Mittelalter, das für die europäischen Juden bis ins 19. Jahrhundert hinein währte, die Abgeschlossenheit der Gettos und das Fehlen einer allgemeinen Schulpflicht begünstigte diese Form der ausschließlich religiösen Bildung, denn eine andere Form der Bildung kam für die meisten Juden ohnehin nicht in Betracht. Die Emanzipation der europäischen Juden, die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, die jüdische Aufklärung und die Möglichkeit, an den Universitäten zu studieren, veränderten die Situation beträchtlich. Religiöse Eltern konnten ihre Kinder nur noch in den schulfreien Stunden in die „Kinderschulen“ schicken. Der Besuch der Jeschiwah wurde für diejenigen, die Mittelschulen besuchten, fast unmöglich, und mit der veränderten Situation wurde natürlich auch der Wunsch nach dieser Bildungsform geringer. Es wurden auf diesem Gebiet verschiedene Lösungen versucht, so z. B. die Einführung auch allgemeiner Fächer in den Kinderschulen, so daß sie als Grundschulen gelten konnten usw. Vor allem in Osteuropa (Polen, Litauen, Ungarn) blieben die großen Jeschiwoth von Rang und Namen, neben einer Unzahl kleiner und unbedeutender Lehrhäuser, in alter Größe bestehen.

Die jüdische Emigration nach den USA im 19. und 20. Jahrhundert ließ auch dort Jeschiwoth entstehen, die aber vorwiegend von der ersten Einwanderergeneration besucht wurden (die zweite Generation fiel der Assimilierung anheim; vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 581).

Die Regeneration der Jeschiwoth

Die nationalsozialistische Judenpolitik, die zur faktischen Vernichtung des mittel- und osteuropäischen Judentums führte, machte auch den Jeschiwoth ein Ende. Mitglieder einiger großer Schulen, die die Verfolgung überlebten und sich nach den USA oder Israel retten konnten, versuchten dort ihr alte Tradition fortzusetzen. Der Erfolg ist nichts weniger als überraschend: Hatten früher manche amerikanische Jeschiwoth wegen Schülermangel schließen müssen, weil sich die religiöse Jugend den freieren Lehranstalten und den „Rabbinerseminarien“ zuwandte, so verzeichnen heute gerade die altmodischen Jeschiwoth, die in religiösen Fragen einen durchaus unachgiebigen Standpunkt vertreten und eine optimale Gebotserfüllung fordern, einen großen Zulauf. (Sie zählen heute bereits mehrere tausend Schüler, obwohl viele erst in den vierziger Jahren neu gegründet wurden.) Die Schüler dieser Jeschiwoth sind keineswegs Emigranten, die eine alte Tradition fortsetzen, sondern weitgehend Kinder bereits assimilierter Juden, die sich heute mit ihrem Elternhaus in einer merkwürdig umgekehrten Weise auseinandersetzen, indem sie von ihren Eltern die Rückkehr zum strenggläubigen Judentum fordern. Diese Entwicklung entspricht voll auf der „Elitebildung“ im christlichen Raum, denn gerade unter den gegebenen Bedingungen in den USA ist der „Jeschiwah-Student“ kein antiquiertes Überbleibsel einer vergangenen und überlebten Zeit, sondern ein fortschrittliches Element in der religiösen Entwicklung des Judentums, denn er geht neue Wege, auch wenn es eben die Wege sind, die seine Eltern vor einer Generation verlassen haben.

Die Jeschiwoth in Israel

Die Entwicklung in den USA, für die uns im Augenblick leider keine genauen Zahlen vorliegen, mußte unbedingt angeführt werden, um die Entwicklung in Israel richtig würdigen zu können. Das orthodoxe Judentum in Israel wird gerne als retardierendes Element in der allgemeinen religiösen Entwicklung des israelischen Judentums angesehen, und das zum Teil, aber eben nur zum Teil, mit Recht (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 31 ff.). Der Bruch zwischen den Generationen, der in Israel fast noch stärker ist, als er es in den USA war (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 581f.), wird gerade in religiöser Hinsicht in Israel nicht genügend gewürdigt, weil die Emigration noch nicht abgeschlossen ist und daher niemand richtig beurteilen kann, wer zu welcher Generation gehört. So ist nur schwer zu übersehen, ob die Jeschiwoth, die eine steigende Frequenz aufweisen, die letzten Positionen einer strenggläubigen Generation oder die religiösen Neuanfänge einer neuen Generation sind. Die Tradition der Jeschiwoth wurde in Palästina bzw. Israel so gut wie nie unterbrochen. Die bodenständige jüdische Bevölkerung des Landes war immer religiös. Die ersten Einwanderer des letzten Jahrhunderts waren keine Zionisten, sondern chassidische Gruppen, die ihre Lehrhäuser selbstverständlich mitbrachten. Auf diesem Grund setzte sich die Entwicklung der Jeschiwoth bis heute fort. Ähnlich wie in den USA fanden auch „Neugründungen“ alter europäischer Schulen statt. Die Gründung neuer Siedlungen machte natürlich auch die Einrichtung neuer Lehrhäuser nötig, die jedoch nicht aus dem leeren Raum heraus entstanden, sondern durch die Förderung des Rab-

binats bzw. des Kultministeriums, die ja auch lokale Tradition fortsetzten.

Der zahlenmäßige Stand der Jeschiwoth ist überraschend (sämtliche Zahlen sind dem „Schnaton Hamemschalah“ = Regierungsjahrbuch 1955/56 und 1956/57 entnommen).

| | 1956 | 1957 |
|---------------------|------|-----------------|
| Zahl der Jeschiwoth | 139 | 156 |
| Neugründungen | 9 | 10 |
| Schüler | 6340 | 7150 |
| Neueintragungen | 1560 | nicht angegeben |

Diese Zahlen sagen natürlich erst dann etwas aus, wenn man sie in einem entsprechenden Zusammenhang sieht.

Das früheste Aufnahmealter der Jeschiwah ist 14 Jahre, d. h. nach Abschluß der Grundschule (in Israel besteht allgemeine Schulpflicht). Das Aufnahmealter ist nach oben hin nicht wesentlich begrenzt. Damit die Schüler, die selbst in den religiösen Regierungsschulen im Gegensatz zur alten „Kinderschule“ nur einen elementaren Unterricht in Bibel und Talmud erhalten, den Übergang zur Jeschiwah meistern können, werden etwa 100 Lehrzentren unterhalten (mit Unterstützung des Kultministeriums), in denen zusätzlich die wichtigsten Kenntnisse in Bibel und Talmud vermittelt werden.

Ein Schüler, der nach Abschluß der Grundschule eine Jeschiwah besucht, zieht nur dann einen praktischen Nutzen daraus, wenn er Rabbiner bzw. Kultbeamter werden will. Da die Jeschiwah kein Ersatz für die Mittelschule ist und ihr Besuch das Erlernen eines Berufes hinauszögert, hat man in zehn Jeschiwoth eine Verbindung zwischen Jeschiwah und Berufsschule und in acht Jeschiwoth zusätzlich den Lehrplan der Mittelschulen eingeführt. Leider werden keine Schülerzahlen angegeben. Die Veröffentlichung des Kultministeriums spricht jedoch von „wachsendem Andrang“. Fünfzehn Jeschiwoth sind also keine klassischen Talmudhochschulen im alten Sinne. Als Vergleichszahlen für die Schülerzahl der Jeschiwoth müßte man die Summe der Mittelschüler, Schüler der Lehrerseminare und der philosophischen Fakultät der Universität heranziehen (die Funktion der theologischen Fakultät wird durch die Jeschiwoth ausgefüllt, Theologie also nicht an der Universität gelehrt).

1955/56 setzten sich die Zahlen wie folgt zusammen:

| | |
|--------------------------|----------------------|
| Mittelschüler | ca. 25 000 |
| Lehrerseminare | ca. 1 100 |
| Philosophische Fakultät | ca. 1 000 |
| | insgesamt ca. 27 100 |
| Jeschiwoth | 6 340 |
| Religiöse Lehrerseminare | 280 |
| | insgesamt 6 620 |

Das ergibt also ein Verhältnis von 1 : 4 bzw. 25%. Berechnet man noch, daß in den Jeschiwoth nur Männer studieren, dann müssen die Verhältniszahlen entsprechend erhöht werden. Dieser Zahl entspricht übrigens auch das Verhältnis an den Lehrerseminaren: 1100 zu 280. Der in der Herder-Korrespondenz (ds. Jhg., S. 33) ermittelte Prozentsatz der strenggläubigen Juden in Israel — ca. 20% — wird dadurch in etwa bestätigt. Auch das Verhältnis zwischen der Zahl der Grundschüler der staatlichen freien Schulen und der der staatlichen religiösen Schulen entspricht dem in etwa:

| | 1956 | 1957 |
|-------------------|---------|---------|
| Freie Schulen | 177 431 | 196 178 |
| Religiöse Schulen | 61 221 | 71 082 |
| Private Schulen | 17 202 | 18 536 |

Einzelne Jeschiwoth

Leider stehen uns keine umfassenden Zahlen zur Verfügung, aus denen sich die innere Struktur der einzelnen Jeschiwoth erkennen ließe. Die Angaben über vier der größten Jeschiwoth in Israel, die dem (privaten) Anzeigenteil der Regierungsjahrbücher 1955/56 und 1956/57 entnommen sind, lassen jedoch einiges erkennen.

Hebron Jeschiwah in Jerusalem: ca. 1880 in Litauen gegründet, seit 1927 in Palästina. 300 Schüler; bisher 1500 Absolventen, von denen 600 ordiniert wurden. Verbunden mit der Jeschiwah sind Unterkünfte für 30 verheiratete Studenten und ihre Familien. Von der Jeschiwah aus werden zahlreiche religiöse Ergänzungskurse für Grund- und Mittelschüler abgehalten (vorbereitender Unterricht). Der Jeschiwah sind auch andere Institutionen angeschlossen. Für bedürftige Schüler bestehen wohlthätige Einrichtungen (Stipendien, Darlehen, Freitische usw.).

Ponibas Jeschiwah in Jerusalem: gegründet in Litauen, 1945 mit 7 Schülern in Palästina neugegründet. Seit 1956 500 Schüler, die überwiegend im Lande geboren sind. 50 verheiratete Studenten werden von der Jeschiwah unterhalten. Verbunden mit der Jeschiwah sind Internate und Waisenhäuser. Geplant sind Waisenhäuser in Verbindung mit Grundschulen für ca. 600 Kinder. Die Jeschiwah rief den in alter Zeit gepflegten Brauch der Lehrversammlungen wieder ins Leben. Diese finden zweimal im Jahr statt, und jeder, der die Möglichkeit dazu hat, findet sich für einige Zeit (3—4 Wochen) im „Lehrhaus“ ein. An der letzten Lehrversammlung sollen 500 Personen teilgenommen haben.

Große Jeschiwah in Petach-Tikwah: 200 Schüler, Zahl der verheirateten Studenten nicht angegeben. Die Jeschiwah unterhält ein Kinderheim für Neueinwanderer (13—16 Jahre) und eine Grundschule. Geplant ist ein Kinderheim für 150 Schüler.

Porath-Joseph Jeschiwah in Jerusalem: einzige Jeschiwah der sephardischen Juden. 300 Schüler; Zahl der verheirateten Schüler nicht angegeben, Internat für 100 Schüler. Vorbereitender Kurs: 13—17 Jahre, Normalkurs: 17—24 Jahre, Ergänzungskurse für Rabbiner: 24—32 Jahre. An der Jeschiwah wird auch jüdische Mystik gelehrt.

Diese vier Jeschiwoth mit 1300 Schülern dürften die größten im Lande sein. Die Schülerzahl der übrigen wird zwischen 10 und 100 schwanken. Unterrichtsart und Unterrichtsgegenstände sind von Fall zu Fall verschieden, im Mittelpunkt steht natürlich überall die jüdische Tradition. Während die großen Schulen eher einem „College“ gleichen, ist in den kleineren Jeschiwoth die Lehrer-Schüler-Beziehung stärker ausgeprägt. Manche Jeschiwoth rühmen sich, daß sie ihre Schüler in die „Geheimnisse der Torah“ einweihen, d. h. jüdische Mystik bzw. Kabbala lehren (für einen Teil der mystischen Schriften ist ein Mindestalter von 30 Jahren gewünscht bzw. vorgeschrieben).

Das Unterhalten von Kinder- oder Waisenheimen dient der Heranbildung der zukünftigen Studenten und garantiert eine solide Vorbildung. Fast alle Jeschiwoth sind mit sozialen Institutionen verbunden, denn nur durch diese wird vielen Schülern erst das Studium ermöglicht.

Bemerkenswert sind die Aktivitäten der „Ponibas Jeschiwah“, die den Gedanken des Studiums stärker ins Volk tragen sollen. Die Ponibas Jeschiwah steht in dieser Hinsicht nicht allein. Viele Jeschiwoth sind dazu übergegangen, über den eigentlichen Schülerkreis hinaus zu wirken. Die Forderung nach „missionarischem Eifer“ der Gelehrten wird zwar schon seit langer Zeit gestellt, jedoch mit relativ geringem Erfolg, da die meisten nicht dazu neigen, über die Synagogengemeinde hinaus zu wirken. Die verstärkte Aktivität der Jeschiwoth ist allerdings dazu geeignet, hier eine Änderung zu schaffen.

Die Bedeutung der Jeschiwoth

Welche Bedeutung kommt nun den Jeschiwoth zu? Es gibt im Abendland keine ähnliche Institution, mit der man sie vergleichen könnte. Sie sind keine Orden und sind auch mehr als bloße „Schulen“ in unserem Sinne, auch wenn sie sich Akademien nennen. Sie waren 2000 Jahre lang die wichtigste Institution des Judentums, indem sie jüdisches Wissen verbreiteten. Als solche waren sie unentbehrlich, denn das pharisäische Judentum erhebt das „Wissen“ geradezu zur sittlichen Forderung und das „Lernen“ zur religiösen Tat.

Unsere gegenwärtige moderne Zivilisation, die nur Zweckstudium oder Steckenpferd kennt und zuläßt, sollte eigentlich das Ende der Jeschiwah bedeuten, indem die Jeschiwah zum Rabbinerseminar wird — was in Westeuropa und in Amerika praktisch der Fall war — und das private „Lernen“ zur religiösen Praxis oder zum „Hobby“. Das Jeschiwah-Studium zieht den jungen Mann aus dem Prozeß der Schul- oder Berufsausbildung, ist also denkbar unrationell und vor allem unwirtschaftlich. Das macht sich in der Entwicklung der Jeschiwah selbst bemerkbar: Mittel- oder Berufsschule werden in vielen Fällen mit religiösem Studium verbunden, und das in steigendem Maße. Das führt zwar zu einer Verminderung des religiösen Studiums, zugleich wird aber die Voraussetzung dafür geschaffen, daß die Jeschiwah von mehr Schülern besucht werden kann.

Für die religiöse Entwicklung in Israel dürfte die Jeschiwah von entscheidender Bedeutung sein: Sie erzieht nicht nur die zukünftige Rabbinergeneration, sondern auch einen Laienstand mit profunder religiöser Bildung. Die ansteigenden Schülerzahlen der Jeschiwoth besagen keineswegs, daß der strenggläubige Bevölkerungsteil anwächst. Aber sie zeigen eindeutig, daß religiöse Bildung in diesen Kreisen in immer größerem Maße vermittelt wird. Dies wird auf die Dauer nicht ohne Folgen bleiben. Die Entwicklung der Jeschiwoth scheint eindeutig auf eine Regeneration der strenggläubigen Kreise in Israel hinzuweisen.

Symposion der Kibbutz-Architekten in Tel Aviv

Die Herder-Korrespondenz hat des öfteren über die israelischen Kollektivsiedlungen berichtet. Abgesehen von der lokalen Bedeutung für die Besiedlung Israels kommt diesen Kollektivsiedlungen auch die Bedeutung eines Experimentes zu, welches durchaus geeignet ist, zu zeigen, welche Formen in einer sozialistischen bzw. kommunistischen Gemeinschaft realisiert werden können.

Ein Symposion der Architekten der Kibbutzim, das zu Beginn des Monats Oktober in Tel Aviv stattfand, gibt sehr interessante Aufschlüsse über gewisse Entwicklungen

vor allem im Kibbuz Arzi, in dem auf die Entwicklung einer idealen sozialistischen Gesellschaft besonders Wert gelegt wird (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 386). Die einzelnen Referate standen unter dem Zeichen der Selbstkritik. Es wurden Fehler zugegeben, die zwar seit langem bekannt sind, die aber in den Kollektivsiedlungen selbst kaum zur Kenntnis genommen wurden. Die Architekten stellten fest, daß bei dem Aufbau der Kollektivsiedlungen selbst elementare Grundsätze einer architektonischen Planung ignoriert wurden.

Hierfür gibt es zahlreiche Gründe, deren wichtigster wohl der ist, daß die Beschlüsse über die Erstellung der Bauten im Kibbuz von der Vollversammlung (dem beschließenden Gremium) der einzelnen Kollektivsiedlung ad hoc gefaßt werden. Man hatte dabei nur zu selten die Bedürfnisse des Einzelnen bzw. der Familie (die Kinder sind in Kinderhäusern untergebracht) im Auge und versuchte möglichst schnell und billig zu bauen. Der Einzelne hatte sich grundsätzlich der Gemeinschaft unterzuordnen. Das galt nicht zuletzt für das Wohnen.

Die Folgen werden jetzt in ihrem ganzen Ausmaß sichtbar: Die baulichen Mängel und das Fehlen der privaten Sphäre führten zu ersten Auseinandersetzungen zwischen den Genossen, die plötzlich zu „Nachbarn“ wurden. Noch vor 5 Jahren hat man derartige Vorfälle als persönliches Versagen der Genossen hingestellt: Es fehlten ihnen eben die notwendigen charakterlichen Eigenschaften — und ideologischen Einsichten — sich einer Gemeinschaft unterzuordnen. Heute ist man, wie es scheint, so weit gelangt, daß man die Schuld nicht den Genossen, sondern den Umständen gibt und sogar bemüht ist, diese zu verbessern. Äußerst interessant ist es, in diesem Zusammenhang zu erfahren, daß 80% der Genossen, die den Kibbuz Arzi verlassen, dies wegen ihrer Frauen tun, die außerhalb des Kibbuz ein größeres Maß an privatem Familienleben erwarten.

Der Siedlungsstandard der Kollektivsiedlungen

Die Teilnehmer des Symposiums gelangten zu der Erkenntnis, daß jede Erhöhung des Siedlungsstandards auch eine entsprechende architektonische Entwicklung fordert. Der Kibbuz, vor allem die älteren Siedlungen, erreichte einen Siedlungsstandard, der in der Welt seinesgleichen sucht:

Die Sterblichkeit ist mit 2,6% ungewöhnlich niedrig, auch wenn man das sehr niedrige Durchschnittsalter in Betracht zieht. Die kommunalen Ausgaben betragen in den älteren Siedlungen 86 L. I. (1 israelisches Pfund = ca. DM 2.—) pro Person. Die Stadtverwaltung Tel Aviv gab im Vergleichsjahr ca. 30 L. I. aus. Für die Erziehung wurden pro Person 37 L. I. ausgegeben (Tel Aviv 7 L. I.). Die Mechanisierung übertrifft mit 12 PS pro Mitglied die der USA (8,5 PS). 65% der Arbeiten werden mit Hilfe von Maschinen verrichtet. 70% der Mitglieder arbeiten im „Hof“ (Landesdurchschnitt 35%). 40% der Mitglieder üben eine „öffentlich-gesellschaftliche“ Tätigkeit aus (Erziehung, Küche, Wäscherei, Handwerk für eigenen Bedarf u. ä.).

Zugleich wurde hervorgehoben, daß der Kibbuz schon längst kein landwirtschaftliches Unternehmen in Verbindung mit kleineren Industriebetrieben mehr ist. Zwar stellt die Landwirtschaft immer noch die wichtigste Einkommensquelle dar, aber nur 20% der Mitglieder sind unmittelbar in der Landwirtschaft beschäftigt.

Die Architekten stellen sich mit ihren neuen Plänen in einen bewußten Gegensatz zur Autonomie der einzelnen Siedlung. Sie stellen fest, daß die Freiheit, die dem einzelnen Kibbuz auf dem Gebiet der architektonischen Planung gelassen wird, zu katastrophalen Folgen geführt habe. Die Tatsache, daß der Kibbuz im Gegensatz zu allen anderen Siedlungen nicht der Kontrolle der Regierungsorgane unterstehe, habe dazu geführt, daß die einzelnen Kollektivsiedlungen so gebaut haben, wie es ihnen für den Moment gerade günstig erschien. Einer der Architekten, Dr. Kastel, nannte die Bauweise der Kibbuzim schlicht „partisanisch“.

Als geradezu revolutionär mußte die Forderung empfunden worden sein, daß die Regierung durch klare Baugesetze dem wilden Bauen in den Kollektivsiedlungen ein Ende setzen solle. Auf die einzelne Siedlung und auf die Vollversammlung, die unter Gesichtspunkten einer zu erzielenden Stimmenmehrheit arbeite, sei kein Verlaß. Diese würden auch in Zukunft Entscheidungen treffen, die für den Moment zwar bequem, aber auf längere Sicht nicht zu verantworten seien.

Angegriffen wurde auch die „romantische“ Einstellung vieler Kibbuzmitglieder, die glauben, auf einstöckige Bungalows und unverhältnismäßig große Ziergärten bzw. Rasenflächen (der Stolz jeder Siedlung) nicht verzichten zu können, und sich zugleich über die weiten Wege zum Siedlungszentrum, d. h. zum Esszimmer oder zum Sekretariat beschweren. Die stark gestreute Bauweise, wie sie bisher in den meisten Kibbuzim praktiziert wurde, müßte schon aus rein funktionellen Gründen abgelehnt werden und stelle zugleich eine nicht zu rechtfertigende Verschwendung landwirtschaftlicher Nutzflächen dar.

Verstädterung des Kibbuz

Durchaus neu war auch die Forderung, den Kibbuz nicht mehr als landwirtschaftliche Siedlung, sondern als „Kleinstadt“ zu planen, was durchaus einleuchtet, wenn man bedenkt, daß die Wohngebäude nicht mehr im Mittelpunkt einer Mehrzahl landwirtschaftlicher Betriebe stehen. Daher wird auch eine wenigstens zweistöckige Bauweise empfohlen, wie sie jetzt schon vielfach in den neueren Siedlungen anzutreffen ist. Im Mittelpunkt der Siedlung sollten in einem großen Gebäudekomplex Küche, Esszimmer, Leseraum, Kaffeeraum, Sekretariat, Waschräume und Kleidermagazine untergebracht werden und unmittelbar anschließend Klinik und Krankenzimmer sowie Schwimmbassin und Kinosaal.

Eine derartige Planung, die vorerst ohnehin nur für die finanzstarken Siedlungen in Frage kommt, wird denjenigen, der das Leben in den Kollektivsiedlungen kennt, überraschen. Sie zeigt ganz eindeutig die Tendenz, das städtische Leben bzw. seine Annehmlichkeiten zu imitieren oder zu ersetzen. Die ideologische Grundlage des Kibbuz basierte nicht nur auf einer idealisierten sozialistischen bzw. kommunistischen Weltanschauung, sondern auch auf einem Bekenntnis zur Landarbeit, zur Wiedergewinnung des heimatlichen Bodens. Es mutet merkwürdig an, daß gerade der linksradikale Kibbuz Arzi, der seine stärksten Impulse aus der Jugendbewegung erhielt, sich nunmehr einer Lebensweise zuwendet, die man durchaus als „städtisch“ bezeichnen darf. Das gleiche gilt natürlich auch für die Kibbuzim der anderen Richtungen.

Es verdient festgehalten zu werden, daß der „architektonischen Revolution“ keine ideologische Richtungsänderung vorausging oder doch keine, die je ausgesprochen wurde. Sie entstammt einem praktischen Bedürfnis nach bequemeren und im Grunde auch vernünftigeren Lebensbedingungen. Dieses Bedürfnis war in Wirklichkeit immer vorhanden, man gestand ihm aber erst in dem Moment eine Berechtigung zu, als eine Reihe der Kibbuzim auch ökonomisch in der Lage war, es zu befriedigen. Es handelt sich hier also um eine Tendenz, die schon seit längerer Zeit vorhanden war, die aber erst jetzt legitimiert wurde. Es ist heute noch nicht abzusehen, wohin diese Entwicklung führen wird. Eines läßt sich jedoch jetzt schon sagen: Die mit dem ökonomischen Fortschritt der Kollektivsiedlungen gegebene Gefahr des gesellschaftlichen Zerfalls (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 389) wird hierdurch zweifellos verringert, denn eine Aufteilung in Einzelwirtschaften wird durch eine derartige architektonische Planung fast unmöglich gemacht.

Wenn es dem Kibbuz zugleich gelingt, seinen Mitgliedern einen Lebensstandard zu bieten, der unter Umständen noch höher liegt als der des selbständigen Bauern oder Facharbeiters, dann wäre auch der Anreiz zur Aufteilung genommen und jeder Austritt würde zu einem wirtschaftlichen Verlust. Wie weit die Form der geschlossenen sozialistischen Gemeinschaft in Zukunft aufrechterhalten werden kann, läßt sich allerdings noch nicht voraussagen.

Die Sezession der jüdischen Kommunisten

Anläßlich des 10. Jubiläumsjahres in Israel sollte ein Kongreß der „jüdischen Kommunisten“ in Israel stattfinden.

Dieser Kongreß wurde auf das kommende Jahr verschoben, angeblich, um den Teilnehmern eine bessere theoretische Vorbereitung des Kongresses zu ermöglichen. Der Kongreß sollte vor allem die Situation der Juden in der UdSSR und in den kommunistischen Parteien erörtern. Initiatoren des Kongresses sind die „jüdischen Kommunisten“ in Israel, die aus der MKI (= KPI) ausgeschlossen wurden.

Die Verschiebung des Kongresses läßt den Schluß zu, daß die sich von den kommunistischen Parteien absetzenden „jüdischen Kommunisten“ sich bisher auf internationaler Ebene noch nicht konsolidieren konnten.

Die Sezessionsbewegung hatte ihre klarsten Formen in Israel gewonnen. Hier hatte die kommunistische Partei eine Politik vertreten, die notwendigerweise zur Auflösung der jüdischen Niederlassung in Palästina hätte führen müssen. Der Zionismus wurde von den Kommunisten als ein Werkzeug des Imperialismus und die jüdische Niederlassung als kolonialistischer Landraub verurteilt. Daher konnte auch die kommunistische Partei in Palästina trotz der überaus starken linksradikalen Strömungen nie eine beachtliche Position erobern. Da die KP in

Palästina zugleich die arabische nationalistische Bewegung unterstützte, spaltete sich die Partei zu allen Schaltjahren etwa in einen jüdischen und arabischen Flügel.

In den letzten Jahren hat sich jedoch auch eine Sezessionsbewegung der Juden in den kommunistischen Parteien außerhalb Israels bemerkbar gemacht. Dieses geschah nicht nur unter dem Eindruck der stalinistischen Judenverfolgung. Auch die Tatsache, daß es einen jüdischen Staat gibt, hat viele, die glaubten, daß eine territoriale Lösung der Judenfrage in Palästina nicht möglich und auch nicht wünschenswert sei, zur Revision ihrer Ansichten bewegt.

Der nunmehr verschobene Kongreß sollte einer grundsätzlichen Klärung der Auffassung über die Judenfrage dienen. Von seiten der jüdischen Nationalkommunisten in Israel und wie es scheint auch von anderen Teilnehmern wurden drei Initiativen zur Debatte gestellt:

1. Man dürfe sich mit der Beruhigungspolitik der Sowjetunion gegenüber den Juden in Rußland nicht begnügen.
2. Man dürfe sich auch mit der Feststellung der sowjetischen Behörden nicht zufrieden geben, daß die Juden in der Sowjetunion kein Interesse an der Erneuerung des jüdischen kulturellen Lebens hätten.
3. Die kommunistischen Parteien in der westlichen Welt sollten die Sowjetunion zu einer Änderung ihrer Judenpolitik bewegen.

Außerhalb Israels gehört noch ein großer Teil der nationaljüdischen Kommunisten den kommunistischen Parteien an. Es kann aber wohl nur eine Frage der Zeit sein, bis sie ausgeschlossen werden. Die Kontakte der Sezessionisten in Israel erstrecken sich so ziemlich über die ganze westliche Welt (Frankreich, Holland, Schweiz, USA, Westdeutschland, Italien, Südamerika). Vorerst ist zwar nur von „vorbereitenden Gesprächen“ die Rede, aber die Namen, die in diesem Zusammenhang genannt werden, sind keineswegs ohne Bedeutung: Howard Fast (USA), Prof. H. Levy (England), Prof. Fuchs (Holland), J. Frank (Belgien), Schlewein und Schulstein (Frankreich). Welche ideologische Richtung die jüdischen Kommunisten am Ende einschlagen werden, ist noch nicht abzusehen. Während in Israel mit einiger Sicherheit ihr Weg zur linksradikalen MAPAH führt (auch eine Wiedervereinigung auf Zeit mit der MKI ist nicht ausgeschlossen), sind sie außerhalb dieses Landes zur politischen Isolation verurteilt. Ein Zusammenschluß unter den jüdischen Kommunisten auf internationaler Ebene würde jedoch die Bedeutung dieser Gruppe in Israel selbst etwas stärken. Die Sezession der jüdischen Kommunisten muß zwangsläufig zu einer Schwächung der kommunistischen Parteien in der westlichen Welt führen. Für die KP in den USA hätte eine Austrittsbewegung der jüdischen Mitglieder geradezu vernichtende Folgen, aber auch in anderen Ländern würde der Austritt bzw. Ausschluß der jüdischen Intellektuellen die KP wesentlich schwächen.

Die Kirche in den Ländern

Der Schulkampf in Argentinien

Als Arturo Frondizi, der am 23. Februar 1958 zum neuen argentinischen Präsidenten gewählt worden war (vgl. die Vorgeschichte der Wahl in Herder-Korrespondenz 12.

Jhg., S. 183 ff.), seinen Posten am 1. Mai antrat, sah er sich einer Reihe schwierigster Probleme gegenüber, die einerseits in der Gesamtlage des Landes begründet waren, andererseits aus der Aufgabe erwachsen, seine sehr weitgehenden Wahlversprechung einzulösen. Zu den